

In der Ungemütlichkeit der Großstädte lebt es sich besser, weil dort durch rationellen Einsatz von Härten die Kräfte der Menschen geschont werden.
Das haben die Stadtreformer vergessen

Entlastungsmaschine Großstadt

15. Oktober 2003, Gerd Held

Ein berühmter Aufsatz wird 100 Jahre alt. Georg Simmels „Die Großstädte und das Geistesleben“ von 1903 enthält eine zentrale Entdeckung zum Verständnis des modernen Lebens: Wenn die Menschen gezwungen sind, sich einem ständigen und starken Wechsel ihrer Lage und ihrer Eindrücke anzupassen, verlieren sie dadurch wohl ihre festen Wurzeln, aber sie müssen dennoch nicht mit Verzweiflung oder Abstumpfung reagieren. Sie können vielmehr eine Art Verlagerung vornehmen und darauf verzichten, jeden Wechsel mit ihrer ganzen Person und mit seelischem Tiefgang zu durchleben. Stattdessen können sie die Extreme des Wechsels und die Fremdheit des Neuen auf den „obersten Schichten der Seele“ verarbeiten. Diese Schicht besteht aus Vereinfachungen: knappen Regeln, umrißhaften Typisierungen, schlagwortartigen Abstraktionen, bisweilen blasierten Klischees und auch aus einer flexiblen Sinnlichkeit leichter Bilder und Melodien. Das reservierte Miteinander in der Straßenbahn gibt das soziale Maß, aber auch die Werbung, die populäre Musik oder das Kino: Cool ist etwas anderes als stumpf. „Die Reaktion“, so Simmel, werde „in das am wenigsten empfindliche, von den Tiefen der Persönlichkeit am weitesten abstehende psychische Organ verlegt“. Würde man in einer wechsellvollen Massengesellschaft versuchen, auf jeden einzelnen Einfluß mit einem tiefen Gefühl zu antworten, geriete man „in eine ganz unausdenkbare Verfassung“.

Durch das neue Geistesleben wird das Soziale nicht abgeschafft, aber es wird zu einer recht dünnen Schicht. Gemütlich sind die Menschen selbst, wußte schon Karl Kraus. Die Menschen verlieren ja ihre Fähigkeit zu intimer Bindung nicht, aber sie entwickeln gewissermaßen eine zweite Seele, die flexibler und robuster ist. Wer in einer großen, wechsellvollen Welt Tiefe will, muß die Auslagerung ans Oberflächliche können. Wer in die Arme der Geliebten will, muß sich zunächst auf die anonyme Versammlung in der Straßenbahn einlassen. Simmel entwarf vor einem Jahrhundert im Grunde eine doppelschichtige Ordnung der Moderne. Er spaltet sie nicht - wie J. Habermas - in ein systemisches und ein lebensweltliches Lager, sondern er komponiert jeden einzelnen Vorgang des Lebens aus Oberfläche und Tiefe.

Nun beobachtet Simmel noch eine zweite Verlagerung. Soziale Beziehungen werden an Sachen delegiert: an das Geldwesen, an die Uhrzeit oder an den Stadtplan. Auch hier der Verzicht auf Tiefgang. Im Geldpreis verschwindet jede Spur des individuellen Handwerks, die minutiöse Pünktlichkeit verdrängt die breiten Zeitkorridore alten Gemeinschaftslebens und auch der Raum wird enger. Die Nischen und krummen Winkel der Kleinstadt werden nun durch gradlinige Systeme des Transports, der Wasserleitung, der Elektrizitätsversorgung, der Blockbebauung verdichtet. So entsteht eine neue Sachschicht, eine große Maschine, die in jedem Lebensvorgang präsent ist. Darin liegt ein unerhörter Wandel in der Konstruktion des Sozialen. Nah und fern stehen auf dem Kopf. Der Nachbar ist kein Nahestehender mehr, Verwandtschaften und Freundschaften werden hingegen über größere Distanzen gehalten. Und in

die intimsten Vorgänge mischt sich die Zivilisationsmaschine in Gestalt von Wasserspülung und Lichtschalter ein.

Sie ist, wohlgermerkt, nicht das ganze Leben, aber ohne sie ist das ganze Leben nichts. Ohne Geldwesen, Pünktlichkeit und rationalen Stadtplan kann weder ein wechselhafter Arbeitsmarkt noch der Clash einander fremder Kulturen bewältigt werden. Warum ist das so? Warum müssen die Menschen eine an sich so ungemütliche, ja grausame Veranstaltung auf sich nehmen? Was ist der Sinn dieser bösen Konstruktion des guten Sozialen? Es ist die Entlastung. Die Seele der Menschen und die technischen, finanziellen und politischen Mittel sind begrenzt. Sie sind eigentlich für das Gewühl einer großen Welt völlig unangemessen. Nur durch die Konstruktion einer vereinfachenden Entlastungsschicht kann das alles gemeistert werden. Der Ort, an dem dies geschieht, ist ein besonderer Ort: die Großstadt. „Die Großstadt“ lautete das Sammelwerk, in dem Simmels Aufsatz erschien. Deutschland erlebte damals einen ungeheuren Urbanisierungsschub. Die Zahl der Städte mit mehr als 100000 Einwohnern stieg von 8 (1871) auf 48 (1910). Das bedeutete einen Bruch mit der Kontinuität der alteuropäischen Stadt. Lohnarbeit und Kapital hatten das alte Stadtbild einer Vereinigung autonomer Bürger, die über genügend Besitz und Bildung verfügen, um an der ausgleichenden „Zivilgesellschaft“ teilzunehmen, überholt und zur reaktionären Fiktion gemacht. Hätte man die Entwicklung nach diesem Maß gestaltet, hätte das unzähligen Menschen die Existenz gekostet und unzählige Werke ruiniert. Die neuen Großstädte waren 1903 aber auch nicht mehr jene katastrophal wuchernden Sammellager der frühen Industrialisierung, sie waren schon gestaltet. Sie hatten bereits Hygiene, Wohnungsbau, Sicherheit und Öffentlichkeit in einem eigenen Maßstab entwickelt.

Die Großstädte waren Ordnungsgebilde, und sie waren es mit relativ geringen Mitteln. Sie ordneten nicht durch Attraktivität und Förderung - öffentliche Dienste und Polizei versahen nur Kernaufgaben. Aber diese prosaischen Maschinen bewältigten nicht weniger als einen Globalisierungsschub. Denn in den Jahren 1870 bis 1914 verwandelte sich Deutschland definitiv von einem kleinstaatlichen Gebilde, in dem lokale Bindungen prägend waren, zu einem großen, einheitlichen Land mit starken Austauschbewegungen. Und diese *Great Society* wurde dadurch mit geringer Staatsquote bewältigt, daß das großstädtische Entlastungssystem ins Spiel kam. Unser Land war vor 100 Jahren eben nicht nur ein autoritäres Kaiserreich auf provinzieller Grundlage.

Genau hier wird der Aufsatz „Die Großstädte und das Geistesleben“ wieder aktuell. Wir stecken heute zwischen einem neuen Globalisierungsschub und begrenzten eigenen Kräften. Die Kombination dieser beiden Elemente macht die Situation so angespannt. Das Land braucht Entlastungsreformen – im geistigen Sinn aber auch im ganz materiellen Sinn. Es geht um mindestens drei Felder, auf denen sich das Kräfteproblem zeigt und auf denen ein großstädtisches System Vorteile gegenüber anderen Siedlungssystemen haben kann:

Erstens: Deutschland muss Kosten senken - nicht nur anders zuordnen. Man kann keinen Niedriglohnsektor entwickeln, wenn man nicht auch einen Low-Cost-Versorgungssektor bei Diensten wie Müllabfuhr, Wasser, Strom, Verkehr, Gesundheit, Bildung entwickelt. Die Großstädte können solche Discounter werden, weil sie im Flächenverbrauch, bei den Netzweglängen und den größeren Betriebseinheiten Kostenvorteile haben. Die Flucht in die Randlagen, die teilweise auch eine Kostenflucht war, ist längerfristig eine Kostenfalle.

Zweitens: Im Gegensatz zu einem verbreiteten Vorurteil ist Information eine knappe Ressource, die in einer komplizierten Welt nie ausreichend da ist. Statt auf vollständiges Wissen zu spekulieren, müssen wir es schaffen, bei Halbwissen doch handlungsfähig zu sein. Eine groß-

städtische Öffentlichkeit liefert grobe Orientierungen, die diese fehlende Hälfte des Wissens ersetzen können. In einer Metropole können Unternehmen leichter strategische Entscheidungen treffen, das Publikum kann sich leichter ein kulturelles Urteil bilden. Die Flucht ins suburbane *Global Village* schafft nicht mehr Orientierung, sondern nur mehr Dilettantismus.

Drittens: Die Sicherheit vor Verbrechen und Katastrophen ist durch Polizei, Feuerwehr und Versicherungen nicht grenzenlos lieferbar und bezahlbar. Nur eine gewisse räumliche Konzentration von Gefahren auf bestimmte Brennpunkte kann deren Beherrschbarkeit erhöhen. Die Sicherheitsflucht in die Vorstädte ist nur ein Versuch, der Auseinandersetzung mit Verbrechen und Katastrophen auszuweichen.

Immer geht es also darum, begrenzte Kräfte besser zur Geltung zu bringen. Die großstädtische Entlastungsmaschine gehört zu dem, was man heute bei einem Unternehmen als „Aufstellung“ bezeichnet. Das Siedlungssystem bildet die wohl untergründigste und unauffälligste Schicht der wirtschaftlichen, politischen und kulturellen Aufstellung eines Landes. Wer die Sprache der Reformdebatte einmal mit dem Maß von Simmels „Geistesleben“ beobachtet, bekommt den Eindruck, man wolle hier Politik als Liebesroman oder als Bildungsroman austragen. Man ignoriert leere Sozialkassen, indem man biographische Betroffenheiten aufbietet, die Täuschungen des Bundeshaushalts werden als Lernschritte getarnt. Bei so viel erhitzter Gemütlichkeit werden die Belastungsgrenzen dann eben eng. Das Pendant bildet eine Tendenz zur Großstadtflucht. Unser Land, das inzwischen täglich seine Lohnnebenkosten diskutiert, hat noch kaum die Falle seiner Wohn- und Standortnebenkosten erkannt.

Das liegt auch daran, daß die Akteure der Stadtpolitik ihr Anliegen nur selten als Entlastungsanliegen verfolgen. Wer die Veranstaltungen zur „Zukunft der Stadt“ durchforstet, bekommt oft den Eindruck, es ginge um Zulieferungen für die Zeitschrift „Schöner Wohnen“. Weltweit vermehren sich die großen Städte, aber bei uns soll die Zukunft von wohl ausgestatteten, übersichtlichen und friedlichen Mittelstädten geprägt sein. Die Stadtpolitik scheint geradezu das letzte Refugium des Förderstaats zu sein. Während Anlieger inzwischen lieber auf eine neue Pflasterung verzichten, weil sie die Umlagekosten nicht mehr aufbringen können, wird ihnen – zumindest in den programmatischen Leitlinien – hartnäckig das Schöne und Gute angedient. Rechnung folgt. Im Chor der unterschiedlichsten Kommunen sind die Vertreter der Großstädte auch nicht dazu gekommen, ihr besonderes Potential zur Geltung zu bringen. Ein Sondervotum der Metropolen in Deutschland ist gegenwärtig unvorstellbar. Als im Jahr 2000 die Weltkonferenz Urban 21 in Berlin veranstaltet wurde, lautete der erste Satz in einer deutschen Resolution an die Konferenz: „Städte und Gemeinden sind Heimat...“.

So klafft dort, wo vor einem Jahrhundert eine bedeutende deutsche Modernisierungsleistung lag, heute eine beträchtliche Baulücke. Liegt das daran, daß man schon in der Gründungszeit der Bundesrepublik ein anderes Leitbild als das großstädtische präsent war – das „deutsche Haus“, das Einfamilienhaus? Diese Umorientierung war nach den Weimarer Erfahrungen urbaner Bürgerkriege in Hamburg, München, Berlin oder dem Ruhrgebiet durchaus verständlich. Aber es wurde dabei auch ein anachronistisches Verständnis des Sozialen in Marktwirtschaft und Staat in Kauf genommen. Schlägt dieser Anachronismus heute auf uns zurück, weil wir nicht mehr die großstädtische Entlastungsmaschine auf der Rechnung haben, die Deutschland vor einem Jahrhundert ein gutes Stück in die Moderne geholfen hat? Weil wir nicht mehr wissen, daß man durch rationellen Einsatz von Härten die Kräfte der Menschen schonen kann?

(Manuskript vom 15.10.2003, erschienen als Essay in der Frankfurter Allgemeinen Sonntagszeitung am 2.11.2003)